

VI. Rosa

Eine unwahrscheinliche Geschichte

Frühjahr 2020: Die Corona-Pandemie ist in der Schweiz angekommen, die Behörden verhängen vergleichsweise leichte Maßnahmen. Viele potenzielle Teilnehmende sagen Interviews ab oder weichen auf Online-Interviews aus. Rosa jedoch sagt zu. Einige Tage später sitze ich mit ihr zusammen in ihrem Wohnzimmer. Rosa möchte eine Erkrankung mit Corona vermeiden und agiert relativ vorsichtig, mit dem Alter stellt sich aber auch eine gewisse Gelassenheit ein.

Rosa ist 95 Jahre alt, als ich sie im Juni 2020 zum Interview in ihrem einstöckigen Haus mit Garten besuche. Von vorne sieht es aus wie eine Trafostation; tatsächlich beeindruckt das Haus nicht mit der Front, sondern eher mit der Inneneinrichtung und dem Blumengarten. Den Garten kann sie nicht mehr so gut pflegen, wie sie eigentlich möchte. Die Rosenbüsche wachsen unbeeindruckt. Ihr Mann träumte davon, ein Haus zu besitzen, bei dem er die Tür aufmachen und Erde betreten kann. Mit dem Haus ging dieser Traum in Erfüllung.

Rosa lebt mittlerweile allein in dem Haus, ihr Mann ist bereits vor zehn Jahren verstorben. Sie ist der Inbegriff einer rüstigen, alten Dame. Vor dem Haus steht ihr Auto, mit dem sie Einkäufe erledigt oder andere Termine wahrnimmt. Mit Freude besucht sie ihren knapp vier Monate alten Urenkel, wenn auch wegen der Pandemie gerade seltener.

Sie erzählt wach und lebhaft von ihrem Leben und kommt dabei unweigerlich an diversen Tiefpunkten vorbei. 1925 in der preußischen Provinz Brandenburg geboren, erlebte sie als Jugendliche den Zweiten Weltkrieg mit und verlor damals viele Freunde und Familienmitglieder. Ihr erster Mann zog kurz nach der Hochzeit in den Krieg und wurde zwei Monate später vermisst gemeldet.

Je älter sie wird, desto präsenter wird ihre Jugendzeit. Sie träumt öfter von ihrer Schulzeit, von ihrem Zuhause, wo sie aufgewachsen ist. Sie erinnert sich lebhaft an das Schulhaus und die Kirche, wo sie jeden Sonntag mit ihrem Vater, dem Kantor, den Gottesdienst besuchte. Ihre Familie besaß als einzige im Dorf ein Auto, weswegen der Vater öfter herangezogen wurde, um andere Dorfbewohner*innen zu befördern. Rosa träumte davon, Medizin zu studieren – eine schlechte Idee, wenn man kein Blut sehen kann. Eine Freundin aus der Grundschule ist ihr bis heute erhalten geblieben, mit der sie re-

gelmäßig per Telefon in Erinnerungen schwelgt. Bei der Freundin gab es damals unter anderem Fisch zu essen – etwas, was Rosas Mutter nie zubereitet hat.

Die Erinnerung der Jugend ist stark verbunden mit dem Krieg, der unweigerlich mit aufkommt. Eigentlich will sie davon nichts mehr sehen und hören. Sowohl Kriegsfilm als auch die aktuelle Berichterstattung belasten sie. Ernüchtert musste sie nach dem Zweiten Weltkrieg feststellen, dass Mitläufer*innen sich weiterhin gerne hinter Diktator*innen und andere Machthaber*innen stellen, um selbst aufzusteigen. Sie musste aufhören, sich darüber aufzuregen, und konzentrierte sich lieber darauf, eine optimistische Haltung zu verbreiten.

1943 absolvierte sie erfolgreich ihr Abitur. Daraufhin wurde ihr angeboten, ohne Vorerfahrung als Lehrerin in einer einklassigen Schule zu arbeiten. Sie betreute dort Kinder von der ersten bis zur neunten Klasse. Ihr Vater, der ebenfalls Lehrer war und Erfahrung mit einer einklassigen Schule hatte, half ihr, einen Lehrplan aufzustellen. Rosa fiel es leicht, Zugang zu den Kindern zu finden, und auch der Beruf bereitete ihr Freude – sie fand ihre Berufung. Diese Berufung war es dann, welche ihr Jahre später den Weg in die Schweiz ebnete.

Rosa heiratete 1950 erneut, studierte für zwei Semester und ging zusammen mit ihrem Mann mehrere Jahre dem Lehrerberuf nach. Dann passierte, was so Vielen in der DDR passierte: Der Mann war nicht ausreichend parteitreu, weswegen ihm gekündigt wurde. Rosa wurde weiter beschäftigt und konnte die Zeit finanziell überbrücken. Mit dem Gedanken, dass weitere Repressionen folgen könnten, reisten sie aus.

Für drei Monate blieben Rosa und ihr Mann in Westdeutschland und kauften sich von ihrem Ersparnis ein altes Auto. Damit fuhren sie in die Schweiz, wenn auch Rosa auf dem Weg besorgt war, dass sie nicht ankommen würden, weil das Fahrzeug so sehr klapperte. Sie hatten ein Jobangebot bekommen: 1961 begannen sie und ihr Mann als Lehrer in einem Heim für gehörlose Kinder im Kanton Bern zu arbeiten. Als sie ihre Arbeitsverträge unterzeichneten, erhielten sie von der Sekretärin 500 Franken, damit sie sich mit Notwendigkeiten eindecken konnten. Die ersten fünf Jahre wohnten sie selbst im Heim, bis sie sich ihre eigene Wohnung und nach und nach die Einrichtung dazu besorgen konnten.

Die Anfangszeit war für beide nicht einfach und sie mussten viele Umstellungen bewältigen – von der DDR in die Schweiz, von einem Schulsystem ins andere –, mit ausreichend Zeit und Energie bauten sich die beiden in der Schweiz jedoch ein neues Leben auf. Über die Kinder lernten sie deren Eltern als erste Kontakte kennen, welche teilweise bis heute als gute Freund*innen geblieben sind. Auch in der Schule konnten sie einiges bewirken: Zu dieser Zeit gab es keine Lehrpläne und der Unterricht war meist im Schweizer Dialekt gehalten. Rosa und ihr Mann erstellten ein Curriculum auf Schriftdeutsch, was aufgrund der Einheitlichkeit für die meisten Kinder einfacher zu verstehen und zu lernen war.

Rosa und ihr Mann blieben der Schule bis zum Renteneintritt erhalten. Bis heute besuchen sie ehemalige Schülerinnen und Schüler, um ihr zu danken oder einfach einen

Kaffee mit ihr zu trinken. Wer nicht genau weiß, wo Rosa und ihr Mann wohnen, kann im Dorf nach den Deutschen fragen. Rosa redet bis heute Hochdeutsch – das ist nahezu das Einzige, das sie klar als Deutsche identifiziert. Der ein oder andere schweizerdeutsche Satz schleicht sich aber doch mit ein. Offiziell ist sie schon seit über 40 Jahren Schweizerin und gehört auch zur dörflichen Gemeinschaft dazu. Ihr Mann musste noch eine Prüfung bestehen für die Einbürgerung, sie hingegen musste noch nicht einmal unterschreiben. Durch die Einbürgerung des Mannes wurde sie automatisch mit eingebürgert. Beide verloren damit ihre frühere Staatsbürgerschaft.

Mit ihren neuen Pässen und als stolze Schweizer konnten Rosa und ihr Mann endlich die Welt erkunden. Hauptsache, hinaus in die Welt und etwas Neues sehen – wen kümmert es, ob dies in der billigsten Kabine des Kreuzfahrtschiffes geschieht. Bereits vorher genossen sie die Möglichkeit, die Schweiz mit dem Auto zu erkunden, mit der Einbürgerung kam weitere Freiheit hinzu.

Längerfristig hinaus aus der Schweiz wollten die beiden nicht mehr. Die Schweiz war der Himmel auf Erden, der ihnen politische und finanzielle Sicherheit bot und in dem sie sich seit der Ankunft zuhause fühlten. Auch ihre Kinder waren in der Schule gut integriert und fanden viele Freund*innen. Es gab daher diverse Gründe, welche für einen Lebensabend in der Schweiz sprachen und kaum etwas dagegen. Für eine Rückkehr nach Deutschland sprach auch nach der Wende wenig. Rosas Eltern und ein Bruder waren bereits verstorben, die übrig gebliebenen Freund*innen konnten sie genauso gut in der Schweiz besuchen.

Die soziale Nähe der Dorfgemeinschaft aus ihrer Kindheit hat Rosa in ihrem Schweizer Wohnort wiedergefunden. Sie fühlt sich extrem wohl und gut eingebunden in der Nachbarschaft. Man kennt, grüßt und hilft sich gegenseitig. Seit dem Tod ihres Mannes fühlt sie den Zusammenhalt umso stärker. Ihre Nachbar*innen kommen bei ihr vorbei, fragen, wie es ihr geht, oder ob sie etwas benötigt. Regelmäßig wird sie zum Plausch und Kaffee eingeladen. In der Nachbarschaft herrscht eine Offenheit, in der jeder seine Sorgen und Probleme teilen kann und ein offenes Ohr findet. Obwohl sie seit zehn Jahren allein wohnt, hat sie keinerlei Angst oder Bedenken deswegen.

Große Pläne für die Zukunft hat Rosa nicht mehr. Der Tod wird kommen, aber darüber will sie sich jetzt noch keine Gedanken machen – das schiebt man besser noch etwas auf. Solange sie noch kann, will Rosa in ihrem Haus wohnen. Mit 95 ist sie noch nicht einmal die älteste Bewohnerin ihres Dorfes. Sie hofft, dass ihr Gedächtnis sie auch weiterhin nicht im Stich lässt, und dass sich Stürze in Grenzen halten, damit sie noch lange ihr Leben genießen kann – so, wie es gerade ist.